

Wolfgang Sachs

Frugaler Wohlstand, Teil II

Warum wir weniger Reichtum für wenige
und mehr gerechte Freiheit für alle
brauchen

*Ursprünglich veröffentlicht in:
Blätter für deutsche und internationale
Politik, 67 (2022), 12, S. 97-106
www.blaetter.de*

Frugaler Wohlstand, Teil II

Warum wir weniger Reichtum für wenige und mehr gerechte Freiheit für alle brauchen

Von **Wolfgang Sachs**

Schrumpfende Entfernungen sind in der Menschheitsgeschichte zumeist das Ergebnis zunehmender Geschwindigkeit – ob über Pferde, Autos oder Flugzeuge. Deswegen haben sich mit der fossil getriebenen Beschleunigung weiträumige Verflechtungsnetze aufgespannt – erst im nationalen, dann im kontinentalen und schließlich im globalen, ja sogar planetaren Raum. Trauben kommen heute aus Südafrika, Computerchips aus Taiwan, Lithium aus Bolivien. Oder umgekehrt: Hierzulande wird für den Weltmarkt produziert, Trockenrasierer für Malaysia, Schweine für China oder Bauplanung für Abu Dhabi.

Doch die Globalisierung ist längst entgleist. Noch vor wenigen Jahren ging man davon aus, die Welt wachse zusammen, der Flugverkehr nähme mächtig zu und die Lieferketten erreichten ohnehin jeden Punkt des Globus. Mit der Covid-19-Pandemie hat sich das Blatt indes gewendet, die Dynamik der Globalisierung ist gebrochen: Die Einheit der Welt ist zu einem Drohgespenst geworden, die Auslandsinvestitionen gehen zurück und lange Produktionsketten zeigen ihre Störanfälligkeit. Seit der Pandemie hat *Reshoring* – die Wiederansiedelung von ins Ausland verlagerten Produktionsstätten in die Heimat – erheblichen Aufschwung erfahren. Hinzu kommt der russische Angriffskrieg auf die Ukraine, der in den westlichen Demokratien den Impuls verstärkt hat, der wirtschaftlichen Abhängigkeit von autokratischen Regierungssystemen zu entkommen. Es ist angebracht, zu diversifizieren und auf Eigenständigkeit zu achten. Sogar das Wort „De-Globalisierung“ macht die Runde. Regionale Wirtschaftsstrukturen versprechen mehr Resilienz und Unabhängigkeit angesichts globaler Krisen.

Aus diesem Grund ist Suffizienz – auch als geografische Kategorie verstanden – wieder spruchreif geworden. Frugaler Wohlstand wird auf eine neue Balance zwischen Ferne und Nähe angewiesen sein. Denn die wirtschaftliche Verflechtung ist im letzten Jahrhundert zunehmend ausgewandert, zuerst von den Dörfern in die Stadt, dann von den Städten zur Nation hin und schließlich von dort zur Weltwirtschaft. Diese immer weiter gespannten Netze sind heute aus mindestens zwei Gründen überholt. Einerseits bedeutet Fernverflechtung im Übermaß nichts anderes als Ressourcenverschwendung, nicht pro Einheit – des T-Shirts oder des Computers –, aber doch in den

enormen Mengen, die dabei zustandekommen. Lastwagenkolonnen auf der Autobahn wie Containerstau in den Welthäfen sind beredte Beispiele. Wobei die externen Kosten des Güterverkehrs – Lärm, Flächenverbrauch, Unfälle – nicht selten auf die Gesellschaft zurückfallen. Dabei liegt es auf der Hand, dass Versorgungssysteme mit geringerer Transportintensität unabdingbar werden, will man sich auf das Ende der Bonanza des Ölzeitalters vorbereiten. Andererseits vernichtet die Fernverflechtung Arbeitsplätze, mindert Steuereinnahmen, lässt Kompetenzen verfallen und zerstört die letzten Reste an Autarkie in den Heimatländern. Die Schere, die die Großstadt von Landgebieten trennt, öffnet sich weiter, Wegzug und Verarmung der Dörfer sind die Folge. Deswegen ist ein gewisses Maß an Nahverflechtung erforderlich, ja sogar demokratisch geboten.

Wirtschaften in der Region – und mit der Natur

Indes ist das Wirtschaften in der Region und aus der Region hinaus eine günstige Gelegenheit, mit und nicht gegen die Natur zu wirtschaften. Regionale Wertschöpfungsketten sind relativ überschaubar, was die Arbeit und die Natur angeht. Aus den lokalen Ökosystemen Energierohstoffe, Baumaterialien, Textilstoffe, pflanzliche und tierische Nahrungsmittel zu gewinnen, zu verarbeiten und zu vertreiben, ist die Kunst regionaler Ökonomie. Und es muss notwendigerweise der Wissensrohstoff hinzutreten: Lehrer, Designer, Handwerker, Künstler, Pfleger, Kindergärtner sind ebenfalls ein Teil von lokalen Netzwerken. Allen gemeinsam ist, kleinräumig unterwegs, aber immer öfter global vernetzt zu sein. Weitsichtige Firmen bringen ihre Produktionsstätten und Lager deshalb schon heute wieder in die Nähe der Region, wo sie ihre Produkte hauptsächlich verkaufen möchten. Neue digitale Technologien, wie etwa der 3D-Druck, eröffnen zudem dezentralen Standorten ganz neue Möglichkeiten der Fertigung.¹

Am weitesten fortgeschritten ist die Regionalisierung heute im Nahrungsmittel- und Energiebereich. Bauernmärkte, solidarische Landwirtschaft und regionale Lebensmittelverarbeitung sind die Markenzeichen eines neuen Heimatbewusstseins. Obendrein tun sich mancherorts Kapitalbeziehungen zwischen Städtern und Landwirten nach dem Modell der Regionalwert AG auf. Bei der Energieproduktion untergraben die Energiegenossenschaften und kommunalen Stadtwerke mit ihren Photovoltaik-, Wind- und Bioenergieanlagen mit intelligenten Netzen mittlerweile die Strukturen multinationaler Versorgungsunternehmen. Dabei ist auch das zugrunde liegende Prinzip der *distributed energy production* sowohl auf das Handwerk als auch auf kleine und mittlere Betriebe ausdehnbar. Die digitale Vernetzung hat es mit sich gebracht, dass „klein“ nicht mehr notwendig „provinziell“ bedeutet: Sowohl in der Produktion wie bei Hightechmanufakturen für Bier, Schuhe oder Architektur als auch im Vertrieb spielt das Internet eine wichtige Rolle. Vorbei sind

1 Michael Kopatz, *Wirtschaft ist mehr! Wachstumsstrategien für nachhaltige Geschäftsmodelle in der Region*, München 2021.

die Zeiten, als Lokalität und Isolation eng verknüpft waren. Jetzt heißt lokal sein, bei gleichzeitiger Offenheit gegenüber der globalen Zirkulation von Ideen und Praktiken in einer örtlichen Gemeinschaft verankert zu sein. Nahe Netzwerke beleben das soziale Gefüge vor Ort, weite Netzwerke verbinden eine Region mit dem Rest der Welt.² Kurz gesagt, nach dem Triumph der Globalisierung ist nun die Renaissance der Regionen angesagt.

Mit der Strategie der Regionalisierung ist freilich nicht einmal gestreift, was die historische Aufgabe der Suffizienz in Zeiten des Anthropozäns ist: die Hälfte der Erde für die wildlebende Biodiversität der Pflanzen und Tiere unter Schutz zu stellen.³ Und zugleich mit den Nutztieren menschlich, genauer: wirklich tiergemäß umzugehen. Wieviel Fläche und welches Maß an Nutzung ist genug für die Menschen, lautet die zentrale Frage?

Im Zeitalter der Extreme – auch in der Landwirtschaft

Der britische Historiker Eric Hobsbawm hat das 20. Jahrhundert mit all seinen Umbrüchen und Revolutionen, Kriegen und Massakern bekanntlich als „Zeitalter der Extreme“ bezeichnet. Nichtsdestotrotz ist dabei ein schleichender, aber fundamentaler Wandel außer Blick geraten, der die moderne Welt für immer von der Vergangenheit unterscheiden wird, nämlich der weltweite Niedergang der bäuerlichen Landwirtschaft. Tatsächlich markiert vor allem die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts das Ende einer jahrtausendealten kulturellen Entwicklung, als die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung davon lebte, Lebensmittel anzubauen, Tiere zu halten oder als Fischer ihren Lebensunterhalt aus dem Meer zu gewinnen.

Stattdessen schrumpfte in den Industrieländern die Anzahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten auf wenige Prozent. Aber dennoch erlebte die Agrarwirtschaft weltweit einen Höhenflug an Produktivität auf (relativ) gleicher Fläche, die über den Bevölkerungszuwachs noch weit hinaus ging. Das war der Triumph der industriellen Landwirtschaft. Inzwischen aber entpuppt sich dieser Triumph als ein Fiasko. Industrialisierung hieß nämlich, die Landwirtschaft auf externe Inputs umzustellen, um die herkömmlichen internen Betriebsmittel auf der Ebene eines Bauernhofs oder eines Dorfes nach und nach zu ersetzen. So lösten die Landwirte das ewige Problem sinkender Bodenfruchtbarkeit mit der Zugabe von organischen Stoffen aus Übersee – Guano – und dann mit der Zufuhr von synthetischen Düngemitteln aus Fabriken, wofür Bauern traditionell Leguminosen und Stallmist genutzt hatten. Im 18. Jahrhundert hatte schon das Zusammenspiel von Acker und Mist, von Pflanzenanbau und Tierhaltung, hauptsächlich für eine Agrarrevolution gesorgt. In der industriellen Landwirtschaft folgten als externe Inputs: Saatgut, Mineraldünger, Pestizide, intensive Bewässerung und jede Menge Maschinen, durch die es möglich wurde, auf immer größeren Flächen anzubauen. Ähnliches geschah in der Fleischproduktion: Besamung und Jung-

² Ezio Manzini, *Livable Proximity. Ideas for the City that Cares*, Bocconi 2022.

³ Edward O. Wilson, *Die Hälfte der Erde: Ein Planet kämpft um sein Leben*, München 2016.

tiere von außerhalb, Tonnen externer Futtermittel, Antibiotika, rationelle Massentierhaltung, lange Viehtransporte, schließlich zentrale Schlachthöfe. Durch die Summe externer Beiträge änderte sich auch die Rolle der Landwirte: von der autonomen Tätigkeit von einst zum abhängigen Mitarbeiter der Agrarkonzerne.

Statt Monokulturen wieder mehr Biodiversität

Zugleich ist offenbar geworden, dass externe Inputs im Pflanzenanbau – oft dezidierte Gifte – hoch abträglich für die menschliche Gesundheit sind, aber auch für das Gewürm und Getier im Boden, für andere Pflanzen, für Insekten und Vögel. Oftmals gilt weiterhin die Regel, wonach die Pflanzen maximale Erträge liefern, wenn sie in Monokulturen angebaut werden. Keine anderen Pflanzen, etagenartig oder zeitlich gestaffelt, stören heute mehr die Hochleistungssorten und auch kein Krabbeltier und gar Wildtiere. So ruinieren Monokulturen die Biodiversität. Deshalb haben heute viele Bauernhöfe den Anschein von Fabriken in der Agrarwüste. Darüber hinaus steckt in den externen Inputs eine Menge von fossiler Energie, in der Düngerproduktion, in den Traktoren und in den Maschinen. Es scheint fast so zu sein, dass, was dem Feld an lebendiger Energie verloren geht, an toter Energie wieder potenziert wettgemacht wird.

Wie man davon wieder wegkommen könnte, das wissen die Götter. Umso wichtiger ist es, dass die Nachfrage der Kund*innen nach Biolebensmitteln das Angebot von Bioware vor sich hertreibt. Im Zeitraum von 2008 bis 2021 hat sich deren Marktanteil in Deutschland fast verdoppelt, allerdings auf einem niedrigen Niveau, von 3,5 auf 6,8 Prozent.⁴ Den höchsten Marktanteil weltweit hat Dänemark mit 13 Prozent. Nicht selten lehnen Kund*innen die konventionelle Landwirtschaft ab, nicht nur wegen der eigenen Gesundheit, sondern vielmehr wegen eines Betriebsmodells, das gegen die Natur arbeitet. Sie wollen ein lebensdienliches Wirtschaftsmodell, das ohne synthetischen Dünger und ohne chemische Pestizide darauf abzielt, die Nährstoffkreisläufe auf dem Hof und in der Region wieder zu schließen. So kommen Mischkulturen dem Boden zugute und schaffen eine vielschichtige Landschaft mit Gewässern, Büschen und Bäumen, die Schmetterlingen und Bienen, Bussarden und Hasen ein Zuhause bieten können. Suffizienz begünstigt niedrigen Energieverbrauch und fördert die biologische Vielfalt – gegenüber einem Produktivismus, der Leben abtötet.

Dieselbe Art von Produktivismus befahl ebenfalls die Tier-„Produktion“ – befeuert von über Jahrzehnten hinweg sinkenden Preisen sowohl für die Erzeuger als auch für die Endverbraucher. So wurden in Deutschland im Jahr 2021 rund 43,7 Millionen Legehennen, 23,8 Millionen Schweine und 11 Millionen Rinder gehalten. Das war nur möglich durch die radikale Unterbrechung der Nährstoffkreisläufe auf dem Hof: Züchtung der Tiere zur

4 Umweltbundesamt, www.umweltbundesamt.de, 30.5.2022.

Höchstleistung, Antibiotika und Maschinen im Stall, *global sourcing* bei Futtermitteln, global marketing bei Fleischprodukten, anders ist die Massentierhaltung nicht durchzuhalten. Die Enge und Pein der Tierhaltung ist nur ein Problem, ein zweites ist das Schicksal der Ökosysteme in den Ländern, die Futtermittel exportieren, vor allem Brasilien, Argentinien und die USA. Deutschland ist beispielsweise auf Sojaimporte angewiesen. Es brauchte 2016 mehr als zwei Millionen Hektar Anbaufläche an Soja in Übersee, was rund der Hälfte der Fläche der Schweiz entspricht.⁵ In Südamerika ist die Umwandlung von Wald in Ackerland die Hauptursache für den dramatischen Verlust an Biodiversität. Der Anbau von Soja geschieht in Monokulturen, wobei Abholzung, Artenschwund, Vergiftung durch Pestizide an der Tagesordnung sind. Das ist alleine schon ein Grund, warum es geboten ist, auf eine Reduktion des Schlachtviehbestands zu drängen.

Tiere sind keine Dinge

Der Hauptgrund allerdings ist, dass Tiere keine Dinge sind, die sich nach ökonomischer Logik produzieren lassen, sondern empfindungsfähige Lebewesen. Nach ihren genetischen Anlagen picken Hühner im Freien nach Futter, bauen Schweine Nester aus Buschwerk für ihre Ferkel, pflegen Kühe besondere Freundschaftsbande zu ihren Artgenossen. Dies alles ist in Massentierhaltung kaum möglich. Ferner empfindet ein Schwein nicht nur Hunger und Durst, sondern auch Wut und Angst.⁶ Hühner können gelangweilt sein, Schafe empfinden Zusammengehörigkeit mit anderen in der Herde, und Kühe können sich nach dem Kalb sehnen, das ihnen direkt nach der Geburt weggenommen wurde.

Tiere mögen nicht so intelligent sein wie Menschen, aber sie erleben Angst und Einsamkeit, Leiden und Glück. Kurz, aber prägnant hat das Yuval Noah Harari, wohl der bekannteste lebende Historiker der Jetztzeit, so ausgedrückt: „Industrial farming is one of worst crime in history.“⁷ Auch deshalb ist der Fleischkonsum in Deutschland leicht zurückgegangen. Die bemerkenswerte Zunahme pflanzlicher Ernährung ist ein ganz besonderer Ausweis der Suffizienz – und zwar nicht primär aus Furcht vor einer Ressourcenkrise, sondern vielmehr aus Verbundenheit mit anderen Lebewesen. Wobei die Motivmischung typisch ist für den frugalen Wohlstand: eine Kreuzung aus Eigeninteresse, Empathie gegenüber anderem Leben und Absage an die imperiale Lebensweise.

Die Frage der Nutzung des Bodens berührt aber noch ein weiteres heikles Thema, nämlich die Frage, ob es Grenzen gibt für die Wohnbedürfnisse und für alle Arten von Gebäuden und Verkehrsflächen. In Deutschland jedenfalls

5 Bundesamt für Naturschutz, (BfN), Sustainable Consumption for Biodiversity and Ecosystem Services: The cases of cotton, soy and lithium, www.bfn.de, Berlin 2019, S. 46.

6 Per Jensen, Wie die Tiere fühlen – Warum wir mit Nutztieren respektvoll umgehen müssen, München 2021, S. 18.

7 Yuval Noah Harari, Industrial Farming is One of the Worst Crime in History, in: „The Guardian“, 25.9.2015.

ist die durchschnittliche Wohnfläche in den letzten dreißig Jahren von 35 auf 47 qm angewachsen, fast die Hälfte der Gesamtfläche der Bundesrepublik ist versiegelt. Es ist allgemein anerkannt, dass die Grenzen des Flächenverbrauchs erreicht sind – und jeder konkrete Fall von Bodenversiegelung ist umstritten. Wie dem auch sei, manche Wohnsiedlung ist bereits verwirklicht, wo die Wohnfläche pro Kopf dank einer Mischung aus Kleinwohnungen, Gemeinschaftsflächen, flexiblen Grundrissen, Eigenarbeit, Gärten, autofreien Stellplätzen sinkt.⁸

Bei bestehenden Wohnungen wäre ein groß angelegter Tausch zwischen Generationen denkbar, um die Wohnfläche konstant zu halten. Was die Gewerbe- und Verkehrsflächen anbelangt, konkurrieren oft die Kommunen um Einwohner*innen und um die Gewerbebetriebe. Der leichteste Weg, Geld in die kommunalen Kassen zu spülen, ist Bauland auf der grünen Wiese auszuweisen.⁹ Letztendlich reicht es wohl nicht aus, auf Flächenrecycling und auf den Handel mit Flächenzertifikaten zu setzen, sondern es kommt auf einen entschlossenen Rückbau an – zumal in Anbetracht der digitalen Revolution.

Weniger Güter, mehr Qualität: Von der linearen zur zirkulären Ökonomie

Wohlbekannt ist unter Historikern der Lauf der Mentalitäten durch die Geschichte: Was einmal als Utopie verkündet wurde, wird irgendwann zur Konvention, die sich schließlich als Fessel für die weitere Entwicklung erweist. Dazu gehören auch die Selbstverständlichkeiten der modernen Wirtschaft. Gewerbefreiheit, worauf sich die selbstständigen Unternehmer berufen, wie auch die Konsumentenfreiheit, worauf das Wahlrecht des Verbrauchers gründet, sind Utopien des späten 18. Jahrhunderts. Sie wurden zu Konventionen besonders im letzten Jahrhundert und entpuppen sich jetzt, im 21. Jahrhundert, als Fessel. Denn sie nehmen kaum Rücksicht auf die unbelebte wie auf die belebte Natur, beides unerlässliche Grundlagen für die menschliche Freiheit. Mittlerweile sind sich Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft dieser Naturvergessenheit bewusst und propagieren – unter anderem – den Zukunftsentwurf der Kreislaufwirtschaft.

Naturressourcen auszubeuten, Produkte herzustellen und den Abfall in die Umwelt zu entsorgen, das ist das konventionelle Modell der *linear economy*. Die Produkte nach ihrem Gebrauch wieder zu Rohstoffen werden zu lassen, die dann in die Herstellung weiterer Produkte einfließen sollen, ist das Konzept der *circular economy*. Man verspricht sich viel davon: Rohstoffeinsparung, sinkender CO₂-Ausstoß, geringere Müllmengen. Denn es steht durchaus infrage, ob eine Wirtschaftsweise durchzuhalten ist, die immer mehr Bedürfnisse über Konsumprodukte zu befriedigen sucht, von

8 Anja Bierwirth und Stefan Thomas, *Energy Sufficiency in Buildings*, European Council of Energy Efficiency, 2019.

9 Maike Böcker u.a., *Wie weniger genug? Suffizienz als Strategie für eine nachhaltige Stadtentwicklung*, München 2020.

jedem Konsumprodukt hundert Varianten anzubieten hat sowie alle hundert Varianten in eher kurzen Zeitzyklen veralten lässt, um sie wieder durch „brandneue“ Produkte zu ersetzen. Das kann auf die Dauer nicht gutgehen, besonders wenn man an die globale Verbreitung des linearen Wirtschaftsmodells denkt. Immerhin schon Recycling die Ressourcen, obwohl es erneut Energie und Material benötigt. Dennoch werden nur 8,6 Prozent des Materialflusses in der Europäischen Union, wie der „The Circularity Gap Report 2022“ ausführt, bisher in Kreisläufen geführt, der Hauptteil landet in (oft fernen) Abraumhalden, in der Müllverbrennung, in Abfallbergen und als Partikel in der Luft oder im Wasser. Jedem halbwegs informierten Zeitgenossen dürfte in etwa bekannt sein, dass im Pazifischen Ozean ein Müllstrudel aus Plastik schwimmt, viereinhalbmal so groß wie Deutschland.

Freilich darf man das Recycling nicht mit der Kreislaufwirtschaft verwechseln. Viele Ingenieure arbeiten am Design von Produkten und deren Herstellungsverfahren, um sie so recyclingfähig zu machen. Allein die Materialströme haben sich kaum verändert, das Bestreben zu recyceln ist stets vom Wachstum der Warenmengen zunichte gemacht worden. Deswegen setzt ein Geschäftsmodell des Weniger auf Dienstleistungen wie Reparatur samt Wiederaufbereitung und vor allen Dingen auf Reduktion.¹⁰ Es ist angezeigt, die Lebensdauer etwa von Waschmaschinen und Smartphones drastisch zu erhöhen, indem die Geräte *by design modular* aufgebaut sind und daher eine Reparatur erleichtern – wie beispielsweise das Fairphone.

Darüber hinaus ist Reduktion angezeigt, wenn Verkaufen durch Vermietung ersetzt wird – etwa beim *Contracting* für die Industriechemikalien. Außerdem sind digitale Dienste im Schwange, die auf die Reduktion von überflüssigem Eigentum angelegt sind – Beispiel *Carsharing*. Schmale Materialflüsse brauchen die Selbstbeschränkung der Industrie und der Verbraucher. Fahrräder statt Autos, *slow fashion* statt *fast fashion*, Mischsiedlung statt Einfamilienhaus, Holz statt Plastik. Freilich werden alle diese Beispiele häufig von Rebound-Effekten heimgesucht: Sparsam zu sein, mag anderswo leicht zu mehr Verbrauch führen.

Eine Frage der Ehre, nicht nur des ökonomischen Kalküls

Eigentlich ist ein Geschäftsmodell des Weniger nicht nur eine Frage des ökonomischen Kalküls. Vielmehr ist es eine Frage der Ehre: Man kollaboriert nicht mit Ausbeutern, egal ob von Tieren als unseren Mitgeschöpfen, von Ressourcen oder von Arbeitnehmer*innen.

Gewiss, das ist eine komplexe Herausforderung, zu weit und zu massiv haben sich die oftmals skrupellosen Wertschöpfungsketten um den Erdball gelegt. Beispielsweise die Textilindustrie: Die Europäische Union importiert sage und schreibe 63 Prozent an Textilien und 70 Prozent an Modearti-

10 Maren Ingrid Kropfeld und André Reichel, *The Business Model of Enough: Value Creation for Sufficiency-Oriented Businesses*, in: Annabeth Aagaard u.a. (Hg.), *Business Models for Sustainability*, London 2021, S.163-189.

keln vor allem aus Bangladesch, China und der Türkei.¹¹ Während etwa die Baumwolle für ein T-Shirt aus Pakistan stammt, wird sie dann in der Türkei zu Garn gewebt, in Indien zu einem Stoff weiterverarbeitet und in Bangladesch genäht, um letztendlich auf dem europäischen Markt zu landen. Allzu bekannt sind der exzessive Verbrauch von Pestiziden in der Baumwollerzeugung, die Wasserverschmutzung durch das Färben der Stoffe und schlechte Arbeitsbedingungen der Näher*innen. Noch dazu werden gerade in der Fast Fashion Industrie Kleidungsstücke aus Polyester gefertigt, deren Grundstoff Erdöl oder Erdgas ist.

Dennoch werden weltweit, gemäß der Ellen MacArthur Foundation, nur rund 13 Prozent der Textilfasern recycelt und weniger als 1 Prozent in ein Faser-zu-Faser-Recycling überführt. Selbst ein hochwertiges Recycling von Kunstfasern würde bei ständig wachsendem Konsum den Verbrauch der Ressourcen nicht absolut verringern. Obwohl zahlreiche Initiativen unterwegs sind, um den Ressourcenverbrauch in der Textilbranche zu drosseln, wie die EG-Ökodesign-Richtlinie, oder ein digitaler Produktpass, oder das Konzept der erweiterten Herstellerverantwortung, kommt man dennoch an der Schlussfolgerung nicht vorbei: Das umweltfreundlichste Produkt ist jenes, das man nicht gekauft hat. Ähnliches gilt für das deutsche und ein künftiges europäisches Lieferkettengesetz, die die größten Auswüchse an Menschenrechtsverletzungen sowie Umweltschäden verhindern sollen: Kauf von Textilien von ausgewählten Herstellern. Eine lebensdienliche Wirtschaft wird also ohne einen Schub an Suffizienz nicht zustande kommen.

Der digitale Wandel und seine Dialektik

Wie vertrackt eine Politik des Weniger sein kann, zeigt sich an der neuesten Welle des technischen Wandels: der Digitalisierung. Diese erfasst so ziemlich alle Sektoren der Gesellschaft und bringt die Sozialverhältnisse gehörig ins Wanken. Dabei stellen sich stattliche Effekte der Energie- und Ressourceneffizienz ein, allerdings nur auf der Mikroebene: intelligente Maschinen, digitale Plattformen zur Vernetzung, Big-Data und Cloud-Lösungen, digitale statt physische Produkte und Dienstleistungen.

Doch gibt es eine Kehrseite der Medaille: Obwohl die Informationsfabriken keinen schwarzen Rauch ausstoßen oder keine öligen Zahnräder zu sehen sind, benötigt auch die Digitalisierung Energie und Ressourcen, und zwar nicht wenig. Der globale Strombedarf, wenn nichts weiter geschieht, wird auf sage und schreibe 21 Prozent im Jahr 2030 geschätzt!¹² Die Menge bezieht sich allerdings auf alle Kommunikationstechnologien, auf Herstellung und Verbrauch der Geräte, auf die Funknetze, besonders auf die Datenzentren. Wengleich durch zahlreiche Innovationen der Ressourcenbedarf gesenkt

11 Burcu Gözet und Hennig Wilts, Die Kreislaufwirtschaft als neues Narrativ für die Textilindustrie. Eine Analyse der textilen Wertschöpfungskette mit Blick auf Deutschlands Chancen einer kreislaufwirtschaftlichen Transformation, Wuppertal Institut 2022.

12 Nicola Jones, The Information Factories, in: „Nature2, 561/2018, S. 163–166.

werden soll, so lässt sich doch nicht vermeiden, dass eine Gesellschaft, die hungrig nach Daten ist, ebenso hungrig nach Strom und wertvollen Ressourcen ist. Gibt es eine Grenze der Vernetzung und Speicherung? Wie die Massenmotorisierung verlangt auch die Massendigitalisierung nachdrückliche Leitplanken. Infrastrukturen digitaler Suffizienz legen es nahe,¹³ Geräte mit mittlerer Leistung zu installieren und deren Lebensdauer zu verlängern. Außerdem ist es angezeigt, die ressourcenintensiven Operationen im Cyberspace zu minimieren, wie Streaming von Filmen oder selbstfahrende Autos oder Blockchain-Technologie.¹⁴ Als ordnungspolitisches Mittel kann man an eine Bit-Steuer denken, ein möglicher Baustein zu einer Antikartellpolitik, die dafür sorgt, dass die Werbekonzerne mit Internetanschluss im Silicon Valley zu einem Bürger-Internet zur Mehrung des Gemeinwohls umgebaut werden.

Überhaupt hat die *circular economy* nach Verständnis der Europäischen Union wenig mit einer Verschlinkung der Wirtschaft zu tun, eher mit nachhaltigem Wachstum – ein Widerspruch in sich. Weniger *stuff* würde bedeuten: weniger Lastzüge, weniger Industrie, weniger Mikrochips, weniger Gebäude. Dies ist kaum vorgesehen, also kann es sich nicht um eine drastische Absenkung der Materialströme handeln. Allerdings – muss das besonders betont werden? – liegt eine Strategie der Suffizienz quer zu den Antrieben eines auf Konkurrenz programmierten Kapitalismus. Denn wir sind weit entfernt von einem Wirtschaftssystem, das auf die Suffizienz des Gewinns achtet, nicht auf dessen Maximierung. Daher steht für den Kapitalismus ein Test besonderer Art an: Nur wenn er es schafft, Wertschöpfung bei sinkenden Güterquantitäten zu betreiben, wird er das 21. Jahrhundert überleben.

In diesem Zusammenhang steht auch eine Revision der Unternehmensfassung an: Es darf nicht sein, dass Personengesellschaften wie Genossenschaften und Stiftungen die Hauptlast der Veränderung tragen, während sich Aktiengesellschaften aus der Verantwortung stellen. Denn eine lebensdienliche Marktwirtschaft wird im krisenhaften 21. Jahrhundert ganz neue Ansprüche an die Vermögensbesitzer stellen. Dafür hat der 1949 verabschiedete Absatz des deutschen Grundgesetzes bereits das nie eingelöste Prinzip formuliert, das durch ökologische Bedrohung höchst aktuell ist: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“

Aber was ist mit der Freiheit?

Was aber ist mit der Freiheit, fragen da die angeblich Liberalen? Hier zeigt sich: Das eigentlich liberale Ideal der Freiheit ist in den letzten Jahren zusehends unter die Räder gekommen. Zuerst war die Finanzkrise, in der die Freiheit des Finanzkapitals weltweit Schaden anrichtete, dann kam die Pandemie, während der die Bürger*innen mit gravierenden Restriktionen

13 Hugues Ferreboeuf u.a., *Lean ICT: Towards digital sobriety*, Paris 2019.

14 Steffen Lange und Tilman Santarius, *Smarte grüne Welt? Digitalisierung zwischen Überwachung, Konsum und Nachhaltigkeit*, München 2018.

der Freiheit zugunsten des Gemeinwohls klarkommen mussten, ferner die Einschränkungen infolge des russischen Angriffskrieges und schließlich die Klimaerhitzung, wo global die Freiheit des Wirtschaftens so kanalisiert werden muss, dass die planetaren Grenzen nicht überschritten werden. So erweist sich die Maxime Immanuel Kants als einschlägig, wonach die Freiheit des Menschen ihre Grenze findet an der Freiheit des anderen. In der Tradition der Aufklärung handelt es sich um die „Gleichfreiheit“ (Eva von Redeker), um die Freiheit für alle.

Diese Maxime Kants kann man – ja muss man – herrschaftskritisch lesen, und zwar sowohl in räumlicher als auch in zeitlicher Hinsicht. Das geläufige Freiheitsverständnis ist räumlicher Art: Wie weit kann man gehen, ohne die Freiheit der Anderen über Gebühr zu beeinträchtigen? So hat ein holländisches Gericht den Ölkonzern Shell dazu verurteilt, Schadenersatz für die Umweltverschmutzung in Nigeria zu zahlen. Hingegen ist die Bestimmung der Freiheit auch zeitlich möglich und erforderlich, gemäß der Devise: Wie werden sich die Spielräume in der Zukunft gestalten?

Wo endet die Freiheit der einen und beginnt die Freiheit der anderen?

Nach dieser zeitlichen Dimension hat das deutsche Verfassungsgericht die Bundesregierung dazu verurteilt, das Klimagesetz nachzubessern, weil andernfalls die Freiheitsrechte nachfolgender Generationen nicht gewahrt würden. Die Verfassung – so hat es ein Autor der „Zeit“ ausgedrückt – spricht nicht mehr nur im Präsens, sondern auch im Futur.¹⁵

Wo endet die Freiheit der einen und beginnt die Freiheit der anderen, das ist die entscheidende Frage – mit Blick auf die gegenwärtigen und auf die kommenden Generationen. In diesem Sinne ist es der Auftrag der Suffizienz, die Freiheit der Überverbraucher zu bremsen und die der Minderverbraucher zu stärken. Es gilt, die Freiheit der Fußgänger und Fahrradfahrerinnen gegenüber den Autobesitzern zur Geltung zu bringen, die urbane Nähe gegenüber der Suburbanisierung zu begünstigen, die Sozialunternehmer gegenüber den transnationalen Konzernen, die Vorsorge gegenüber der Karriere, die Kooperation gegenüber der Konkurrenz und das frugale Leben gegenüber dem Lebensstil der Üppigkeit.

Vor allem geht es um die Freiheit jener zwei Drittel der Weltbevölkerung – und das ist das Herzstück der Suffizienz –, die unter dem Anthropozän leiden, und nicht um die jenes Drittels, das das Anthropozän verursacht.¹⁶ Oder um es mit dem bekannten Zitat von Gandhi auszudrücken: „The world has enough for every-body's need, but not for everybody's greed.“ Die Welt hat genug für jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Gier. Nur wenn die Weltgemeinschaft diesem Prinzip endlich Rechnung trägt, hat sie tatsächlich noch eine humane, lebenswerte Zukunft.

15 Heinrich Wefing, *Meine Freiheit oder deine?*, in: „Die Zeit“, 7.5.2021.

16 Thomas Wiedmann u.a., *Scientists' warning on affluence*, in: „Nature Communications“, 11/2020, S. 1-10.